

Stell mich in die Felskluft, Gott!

Lass mich deine Herrlichkeit sehen

Lass mich deine Herrlichkeit sehen!

Ja, ich kann ihn gut verstehen, liebe Gemeinde, Mose, wie er da steht am Fuß des Berges Sinai. Und diese eine Bitte hat: Lass mich deine Herrlichkeit sehen! Wir haben es vorhin in der Lesung gehört.

Nach allem, was er erlebt hat. Einmal wirklich die Herrlichkeit Gottes sehen, seinen *Kavod*, wie es im Hebräischen heißt – eigentlich kaum zu übersetzen. Seine gewichtige Ehre, seinen Ruhm, seine Pracht, in der er sich zeigt. Einmal nicht nur hören, nicht nur mit Gott reden. Sondern sehen! Und gerade jetzt, wo das Volk Israel am Sinai steht – nicht mehr in Ägypten und noch lange, lange nicht im gelobten Land. Wo es so wichtig wäre, dass Gott mitgeht und dabei ist. Und wo genau das fraglich wird. Weil das Volk lieber eigene Wege geht. Gerade, kurz vor dieser Szene am Sinai, hatte das Volk ein goldenes Kalb gebaut und sich seinen eigenen Gott geschaffen. Einen brauchbaren, vor allem: einen sichtbaren Gott. Nicht wie der Gott Moses, der sich zeigt und entzieht, bei dem selbst der Name ein Geheimnis bleibt. Nein, einen nützlichen Gott, der sichtbar mitgeht.

Mit den Tafeln Gottes kam Mose vom Berg zurück, mit Gottes Weisung für das Leben des Volkes. Er sah das Goldene Kalb, zerschlug die Tafeln. Die Trümmer der göttlichen Gebote am Fuß des Sinai sind Symbol für eine Gottesbeziehung in Trümmern.

Ja, ich kann ihn verstehen, Mose, wie er jetzt dasteht und Gewissheit will; einen Gott, der sich zeigt. Lass mich deine Herrlichkeit sehen, wenn so vieles fraglich ist!

Und ich stimme ein, wenn ich sehe, wie Soledar, die Kleinstadt mit einst 11.000 Einwohnern im Gebiet Donezk, in Schutt und Asche liegt; wenn ich ein Interview mit einer Verkäuferin aus Chramatorsk höre, ein paar Kilometer entfernt – und höre, wie dort im Sekundentakt Raketen einschlagen ...

Lass mich deine Herrlichkeit sehen! Zeig dich, endlich, Gott. Tu, was du verheißt hast. Frieden auf Erden, Wolf und Lamm, die beieinander wohnen, Schwerter, die zu Pflugscharen werden, und keiner mehr, der Krieg lernt.

Ja, ich kann Mose verstehen: Lass mich deine Herrlichkeit sehen. Es wäre so gut, Gottes Herrlichkeit zu schauen. Mal nicht nur zu glauben und zu hoffen, sondern zu sehen. Und dann zu wissen, dass all das hier wirklich irgendwann gut ausgeht. Und dass ein Gott da ist, der die Welt in seiner Hand hält. Und es kein leeres Gerede ist, dass niemand tiefer fallen kann als in Gottes Hand, weil da wirklich eine Hand ist und nicht die gähnende Leere, der Abgrund. Lass mich deine Herrlichkeit sehen! O ja, ich verstehe dich, Mose ...

Das Volk und das Kalb

Ich verstehe dich – und zögere nun doch. Es liegt sehr nahe, diese Worte aus der Bibel zu lesen, das Gespräch Moses mit Gott am Sinai, und mich irgendwie mit Mose zu identifizieren und mir seine Bitte zu eigen zu machen. Aber ich frage mich, ob das nicht auch ein wenig lächerlich ist. Ich in der Sicherheit meiner bürgerlichen Existenz hier in Leipzig – und Mose, dort am Sinai, unterwegs, in der Verantwortung für ein ganzes Volk, aber ohne jeden eigenen Plan und ohne jede Sicherheit.

Vielleicht geht die Mose-Identifikation zu weit. Vielleicht bin ich anderswo in dieser Geschichte. Vielleicht bin ich ja vielmehr wie das Volk Israel, das es nicht mehr ausgehalten hat, als Mose lange weg war, oben auf dem Berg und nicht mehr zurückkam. „Auf“, sagte das Volk zu Aaron, dem Bruder Moses, „mache uns Götter, die vor uns hergehen!“ (Ex 32,1). Götter, die sich nicht mal offenbaren und dann wieder entziehen, die mal erfahrbar bei uns sind und dann wieder fraglich; und die vor allem nicht so schrecklich ambivalent sind wie dieser Gott, der mal zornig ist und mal gnädig, sondern Götter, die wir in der Hand haben. Einen handlichen, brauchbaren Gott.

Bin ich wie das Volk? Und sehne mich nach einem Gott, der meinen Bildern entspricht? Einem freundlichen und gnädig zugewandten Gott, wenn es um mich und mein Leben geht – und einem Gott, der gerne auch mal heftig eingreift in diese Welt, mit Wumms und Doppelwumms – und den Despoten zeigt, wo es lang geht, den Kriegstreibern das Handwerk legt, Putin beibringt, wie man aus Schwertern eine Pflugschar macht. Ist meine Sehnsucht nach einem Moment, in dem alles klar ist und einfach, eine Sehnsucht nach einem goldenen Kalb? Nach einem Gott, den ich habe und der sich brauchen lässt.

Muss ich lernen, dass Gott anders ist – und nur so wirklich Gott? Ja, vielleicht ist es das – und dann bin ich doch wieder ganz nah bei Mose, der in dieser kleinen Geschichte am Sinai genau das lernen muss.

Mose will sehen – und hört

„Lass mich deine Herrlichkeit sehen!“ Das ist alles, was Mose sagt. Dann *redet* Gott. Mose will sehen – und muss erst einmal hören. So wenig es uns manchmal gefallen mag: Gott ist wohl doch einer, der sich eher im Wort hören lässt als in seiner Herrlichkeit sehen. Selbst das Wort, das in Jesus Christus Fleisch ward, epiphany auf dieser Welt, ist für uns wieder Wort geworden. Biblische Worte, Geschichten, die wir lesen und hören. Wie die aus Kana in Galiläa, wo Jesus ein erstes Zeichen gibt und Wasser in Wein verwandelt. Nur dass dieses Zeichen kaum jemand wahrnimmt – und für viele nur die Verwunderung bleibt, warum ein Gastgeber diesen hervorragenden Wein erst so spät ausschenkt, wo die Gäste doch schon betrunken sind.

Das Wort und die Gebote

Mose will sehen – und hört. Das ist ein erster Perspektivwechsel, der dort am Sinai geschieht. Wichtiger als das Schauen sind die Worte. Und die hatte Gott ihm mitgegeben, oben auf dem Berg, Worte des Lebens und der Weisung für sein Volk. Zehn Gebote mit dem Finger Gottes auf Stein geschrieben und noch viel mehr Weisungen.

Wo ist Gott nun eigentlich? Das ist die große Frage am Sinai – und die große Frage immer wieder in meinem Leben. Die Rabbinen, jüdische Ausleger der ersten Jahrhunderte, haben darauf viele Antworten gegeben; eine davon lautet: Gott ist dort, wo Menschen tun, was er geboten hat.

„Rabbi Chija bar Ami sagte [...]: Seit den Tagen, in denen der Tempel zerstört wurde, in dem die göttliche Gegenwart ruhte, hat der Heilige, gepriesen sei er, nur einen Ort auf dieser Welt, in dem er seine Gegenwart offenbart: die vier Ellen, in denen seine Weisung studiert wird“ (bBer 8a).

Vier Ellen umgeben jeden Menschen nach rabbinischer Lehre, sind die Aura oder Atmosphäre von Menschen. Wo ist Gott? In dem Raum, der Menschen umgibt, die seinen Willen studieren und tun. Wo ist Gott? Überall dort, wo gottesfürchtige Menschen tun, was er geboten hat. So wendet sich der Blick bei der Frage nach Gott nicht nach oben, sondern nach nebenan: zu dir und zu dir.

Gleich nach diesem Gespräch von Mose mit Gott am Sinai fordert Gott Mose auf, sich neue Tafeln zu machen und wieder hinaufzusteigen auf den Berg. Gott versucht es nochmals: mit seinem Wort und seiner Weisung. Und wartet darauf, gehört zu werden.

Die Spuren

Mose will sehen – und muss erst einmal hören. Und dann sagt Gott, er wolle Mose in eine Felskluft stellen, wolle seine Hand über ihn halten, wolle vorübergehen: „Dann will ich meine Hand von dir tun, und du darfst hinter mir her sehen; aber mein Angesicht kann man nicht sehen“ (V. 23).

Wer Gott sehen will, wird das Nachsehen haben. Wird hinterher sehen und Spuren suchen. Wer Spuren sucht, richtet seinen Blick nicht nach oben, sondern schaut nach unten. Das ist die eigentümliche Bewegung von Epiphany: Wer Gott sehen will, den offenbaren Gott, muss nach unten blicken, in die Verborgtheit, in die verwirrenden Geschichten und Bilder, die uns hier begegnen, auf dieser Erde. Ein brennender Busch in der Wüste, hervorragender Wein bei einer Hochzeit, ein Kind in der Krippe. Und irgendwie ist da Gott! Gott will nach unten – und entgeht den Blicken derer, die angestrengt da oben nach Gott suchen. Wie die drei Weisen, die drei Magier aus dem Morgenland. Sie blickten nach oben, schauten nach dem Stern, suchten „einen König, mächtiger als ihre drei Mächte, und was sie entdecken [...] sind“ zwei Menschen am Rand der Gesellschaft und ein Kind auf einem Strohlager, „in Gesellschaft eines Ochsen und eines Esels“ „Sie suchten das Ganze und finden das Nichts.“ Und erkennen schließlich, „dass dieses Nichts an Macht und Ruhm alles ist“ (Michel Serres, 39).

Epiphany – die Herrlichkeit im Stall. Solche Spuren hinterlässt Gott auf dieser Erde. Und eine Gemeinde, eine Kirche, das wäre eine Gemeinschaft derer, die solche Spuren suchen. Eine Gemeinschaft derer, die das Nachsehen haben – nicht im negativen, sondern im verheißungsvollen Sinn des Wortes. Eine Gemeinschaft, in der niemand, wirklich niemand meinen darf, er oder sie habe ganz genau geschaut – und wisse ganz genau, wie es sich mit Gott verhält, sondern wir alle gemeinsam unterwegs sind.

Das Kreuz von Lwiw

Vor ein paar Tagen waren sie in Lwiw, dem ehemaligen Lemberg, im Westen der Ukraine. Zum sechsten Mal schon seit Beginn des russischen Angriffskrieges. Mit einem übertoll beladenen Transporter hatten sich

zwei katholische Pastoralmitarbeiter aus Münster auf den Weg gemacht. Sie wollten etwas tun, ganz konkret. Sie fragten, was gebraucht wird – und luden ihr Auto voll, mit Gaskochern, Generatoren, Infusionslösungen und vielem mehr.

In Lwiw führte sie Taras Mychalchuk, der Militärseelsorger, in die Garnisonskirche. Dort werden schon seit 2014 Bilder von Opfern des Krieges gezeigt: Soldaten, Polizisten, inzwischen immer mehr Zivilisten. Seit dem 24. Februar 2022 steigt die Anzahl der Bilder schnell. Daneben steht ein Kreuz aus Birkenstämmen. Man hat es aus dem Donbass nach Lwiw gebracht. Ein einfaches Kreuz aus Birkenstämmen. Bei einem russischen Artillerieangriff im Donbass blieb es wie durch ein Wunder unversehrt – und steht nun da, in dieser Kirche. Ein unversehrtes Kreuz neben den Bildern der Opfer. Eine Spur Gottes mitten im Krieg.

Die Felskluft-Erfahrungen

Kehren wir ein letztes Mal an den Fuß des Berges Sinai zurück und hören wir nochmals hin. „Siehe“, sagt Gott, „es ist ein Raum bei mir, da sollst du auf dem Fels stehen. Wenn dann meine Herrlichkeit vorübergeht, will ich dich in die Felskluft stellen und meine Hand über dir halten, bis ich vorübergegangen bin. Dann will ich meine Hand von dir tun, und du darfst hinter mir her sehen ...“

Es wäre zu wenig zu sagen, dass Gott nur hörbar ist. Nein, er ist schon auch spürbar. Alles, was Mose tun soll: da stehen! Alles andere tut Gott. Er stellt Mose in die Felskluft, er hält die Hand vor Moses Augen, er nimmt die Hand wieder weg ... Gott ist nicht nur ein Gott der vielen Worte, sondern auch der starken Gesten. Er wendet sich zu, damit Mose eine Felskluft-Erfahrung macht.

Und so sind auch wir nicht nur Spurensucher und Hörende auf Gottes Wort, sondern Menschen, die darauf hoffen, dass Gott sie in die Felskluft stellt. Immer wieder. Vielleicht jetzt. Vielleicht nachher beim Abendmahl.

Da reichen wir eine Hostie und einen Schluck Wein oder Saft – und verbinden das mit der ziemlich paradoxen Aussage: Schmeckt und seht, wie freundlich der Herr ist! Und der eigentümlichen Gewissheit, dass sich darin Jesus Christus selbst gibt: Christi Leib – für dich gegeben. Christi Blut – für dich vergossen. So Gott will wird das eine Felskluft-Erfahrung.

Lass mich deine Herrlichkeit sehen, rief Mose!

Am Ende müsste er wohl rufen: Nimm mich! Stell mich in die Felskluft! Geh vorüber! Lass mich das Nachsehen haben! Zeig mir deine Spuren .

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.

Lied: In dir ist Freude (EG 398)

Prof. Dr. Alexander Deeg
alexander.deeg@uni-leipzig.de